

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 66 (1957)
Heft: 6

Artikel: Sorgen und Aufgaben in der heutigen Krankenpflege
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

indem er das höchste geistige Gut, alle philosophischen Schriften, deren er habhaft werden konnte, zu einer gewaltigen Bibliothek sammelte und dafür sein ganzes Vermögen, seine ganze Zeit und sein umfassendes Wissen zur Verfügung stellte. Er lehrte seine Mitmönche die Abschrift von Handschriften — gleicherweise von nichtchristlichen und christlichen — und richtete einen besonderen Raum, das scriptorium, zu diesem Zweck ein. Mit seiner Klosterbibliothek, mit dem ganzen Hineinragen des klassischen Gedankengutes in das Kloster, tat er den ersten Schritt in eine gänzlich neue Kulturrichtung, er wurde das Vorbild für alle geistigen Bestrebungen in allen nach und nach entstehenden mittelalterlichen Klöstern; er war mit der im Kloster geleisteten geistigen Arbeit ein Moderner, und nicht umsonst hat er das Wort «modern» in dem von ihm verfassten grossen enzyklopädistischen Werk als erster benutzt. Sein Klo-

ster wurde Vorbild für alle mittelalterlichen Klöster, und manches vom Schatz an klassischer Literatur, den wir heute besitzen, ist dieser klösterlichen Kopierarbeit, die von Cassiodorus eingeleitet worden war, zu verdanken. Selber sehr religiös, vertrat er immer und überall eine Politik der religiösen Freiheit und war auch darin ein durch und durch moderner Mensch.

Sehr modern waren auch die Humanisten Erasmus von Rotterdam, Reuchlin, Melanchthon, Ulrich von Hutten, während die sie bekämpfenden so genannten Dunkelmänner modische und oberflächliche Nichtstuer und Eintagsfliegen waren. Jede Epoche hat ihre hervorragenden Exponenten der Moderne hervorgebracht, die selten modisch, aber immer echt modern waren.

Das Moderne, richtig verstanden, lässt sich deshalb mit dem Schwesternberuf durchaus in Einklang bringen.

SORGEN UND AUFGABEN IN DER HEUTIGEN KRANKENPFLEGE

Welch grosses Gewicht das Schweizerische Rote Kreuz der Krankenpflege in der Schweiz gibt, wurde damit unterstrichen, dass an seiner letzten Delegiertenversammlung vom 1. und 2. Juni in Zürich zwei der drei Referate den Sorgen und Aufgaben der heutigen Krankenpflege gewidmet waren. Dr. med. P. Vuilleumier von Lausanne, einer der Referenten, wollte allerdings nicht von Sorgen, sondern von Problemen sprechen, für die eine Lösung gefunden werden müsse.

Beide Referenten, also auch die andere Referentin, Frau Dr. phil. Kunz, Oberin der Pflegerinnenschule Zürich, stimmten darin überein, dass der Schwesternmangel und damit auch der Bettenmangel heute einen Grad erreicht haben, der zu einer eigentlichen Notlage in der schweizerischen Krankenpflege geführt hat.

«Wo findet man heute ein Spital», rief Frau Oberin Kunz aus, «das genügend Angestellte, Schwestern und Aerzte hätte? Wo eine Anstalt, die genügend Betten für den Andrang der Patienten besäße? Und wie haben alle mit Schwierigkeiten finanzieller oder technischer Natur zu kämpfen! Zwar sagt man ja, das Leben sei ein Kämpfen, aber eigentlich sollte der Arzt gegen die Krankheiten, nicht um Betten kämpfen, und die Spitalverwalter hätten mit der Schaffung guter Bedingungen in menschlicher, technischer und hygienischer Art genug zu tun, ohne dass sie sich im Kampf um die Schwestern gegenseitig konkurrenzieren müssten. Was die Pflegerinnenschulen betrifft, so stände ihnen mit der Ausbildung der Schülerinnen und

der Betreuung der diplomierten Schwestern ein weites Feld der Betätigung offen, ohne dass sie sich im Kampfe um Kandidatinnen für ihre Schulen und Schwestern für ihre Spitäler so abmühen müssten, wie dies heute der Fall ist.»

Beide Referenten befassten sich eingehend mit den Gründen, die zum Schwesternmangel geführt haben. Frau Oberin Kunz sieht die Gründe:

1. In der Zunahme der Spitäler, der Spitalbetten und der Behandlungsmöglichkeiten. Wo entstehen nicht überall neue Spitäler, wie wird erweitert und ausgebaut, was wird nicht alles untersucht, verordnet, behandelt. Unser «Lebensstandard» in den Spitäler ist heute sehr viel höher als früher, was an sich erfreulich wäre, wenn nicht einerseits die Kosten, andererseits der Bedarf an Angestellten und Schwestern im gleichen Masse steigen würden.

2. In der veränderten Struktur des Schwesternbestandes. Während früher rund 60 Prozent der Pflegenden Mutterhausschwestern waren, das heißt lebenslänglich im Berufe blieben, ist diese Zahl heute auf rund 40 Prozent gesunken. Die Zahl der freien Schwestern hat wohl entsprechend zugenommen, aber von den freien Schwestern heiraten viele; es bleibt nur ungefähr die Hälfte im Beruf. Während der Zuwachs an Schwestern in der Schweiz im Jahre 1954 zum Beispiel 522 betrug, stand diesem Gewinn die Zahl 420 als Verlust gegenüber, so dass das effektive Plus nur 102 betrug, eine Zahl, die bei den vermehrten Anforderungen als ganz ungenügend bezeichnet werden muss.

3. In der Zunahme der Ausbildungskosten. Je verantwortlicher die Arbeit einer Schwester ist, desto notwendiger ist eine gute Vorbereitung und Schulung auf den Beruf hin. Der Unterricht muss ausgebaut werden, was geeignete Räumlichkeiten, Lehrer und Demonstrationsmaterial verlangt. Die Schülerin muss theoretisch lernen, und sie muss praktisch lernen; wir müssen ihr günstige Voraussetzungen schaffen, damit sie sich bilden, entwickeln und allmählich in die eigene Verantwortung hineinwachsen kann. Das braucht Geld, viel mehr, als man sich ausserhalb der Schulen vorstellt. Auch wenn die Spitäler für die Schülerinnenarbeit den Schulen einen gewissen Betrag bezahlen, so reicht dies niemals aus, die Kosten zu decken. Auch das so angefochtene Lehrgeld von Fr. 400.— reicht nicht aus. Pro Schülerin haben wir in verschiedenen Schweizer Schulen durchschnittlich ein Defizit von Fr. 1500.— errechnet. Bei 20 Schülerinnen im Jahr sind dies Fr. 30 000.—, bei 40 Schülerinnen bereits Fr. 60 000.—. Wer zahlt das? Freiwillige Gaben von privater Seite, Mitgliederbeiträge von Vereinen, Zuschüsse des Schweizerischen Roten Kreuzes. Eine befriedigende Lösung kann aber nur durch die öffentliche Hand kommen, sei es in Gemeinde, Kanton oder Eidgenossenschaft.

4. In der Zunahme der Unfälle in Verkehr und Industrie.

5. In der Ueberalterung der Bevölkerung, die automatisch mehr Erkrankungen mit sich bringt.

6. In der Tatsache, dass die verschiedenen Berufsgruppen im Spital ihre Kräfte oft nicht da einsetzen können, wo ihre eigentliche Aufgabe liegt.»

Dr. Vuilleumier sieht nebst den schon von Frau Oberin Kunz angeführten Gründen noch die folgenden Gründe:

«Vor allem stehen unserer weiblichen Jugend seit vielen Jahren eine Reihe anderer Berufe offen, die sie vorzogen, da bis zum Jahre 1939 die soziale Lage der Krankenschwestern in jeder Beziehung so prekär war, dass nur jene jungen Mädchen sich zum Schwesternberuf entschliessen konnten, die einer inneren Berufung folgten.

Im weitern verlangen die Entwicklung der Behandlungsmethoden und die Fortschritte der Medizin in weit grösserem Masse als früher die Hospitalisierung der Patienten sowie den Einsatz eines spezialisierten Pflegepersonals. So werden heute zahlreiche Kranke in unsern Spitäler gepflegt, deren Zahl im Verhältnis zur Bevölkerungszahl die früheren Proportionen weit überschritten hat.»

Wie viele junge Schwestern sollten in den nächsten Jahren ausgebildet werden, um den Schwesternmangel einigermassen beheben zu können? Dr. Vuilleumier unterbreitete einlässlich interessante Berechnungen, die wir sehr verkürzt nachfolgend wiedergeben:

Der Bestand an Krankenschwestern in allen unseren Krankenanstalten betrug ganz kürzlich 10 000, wovon 1200 ausländische, also 8800 Schweizer Schwestern. Heute schon fehlen wenigstens 1000 Schwestern.

Ueberall in unserem Lande sind Spitalerweiterungen oder Neubauten vorgesehen, oder es ist damit schon begonnen worden, so dass in *allernächster Zeit* schon 2000 Schwestern zu wenig sein werden, um den laufenden Bedürfnissen entsprechen zu können. Dabei hängen wir noch vom guten Willen von 1200 fremden Schwestern ab, die von einem Tag auf den andern zurückgerufen werden, uns also plötzlich verlassen könnten. Damit würde sich die *Zahl der fehlenden Schwestern* auf 3200 erhöhen. Ein Bestand von 12 000 Schweizer Schwestern sollte unbedingt in den nächsten Jahren erreicht werden.

Welche Konsequenzen hat diese Forderung auf die Anzahl der jährlich auszubildenden Schwestern?

Man weiss seit langem — und die Erfahrung bestätigt dies unaufhörlich — dass die Hälfte unserer diplomierten Krankenschwestern den Beruf schon wenige Jahre nach Beendigung der Studien verlässt, sei es, um zu heiraten, sei es, um den Beruf für kürzere oder längere Zeit im Ausland auszuüben. Wir können also höchstens mit der Hälfte der jungen Diplomierten in unseren Spitäler rechnen. Die Erfahrung zeigt im weiteren, dass eine Krankenschwester ihren Beruf kaum länger als 25 bis 30 Jahre ausüben kann.

Das will sagen, dass die rund 10 000 Spitalschwestern, über die wir heute in der Schweiz verfügen, jährlich durch einen Dreissigstel ihres Bestandes nach und nach abgelöst werden müssen, wenn man will, dass der Bestand der gleiche bleibe. Somit sind jedes Jahr 330 Schwestern nur dafür auszubilden, um die abgehenden älteren Schwestern zu ersetzen.

Da aber erfahrungsgemäss die Hälfte der Neudiplomierten innerhalb weniger Jahre ausfällt, sollten uns die Pflegerinnenschulen jährlich 660 junge Diplomierte zur Verfügung stellen können, um nur den heutigen Bestand aufrecht zu erhalten.

Die Erhöhung um 3200 Spitalschwestern — die 2000 fehlenden sowie als Ersatz der 1200 fremden Schwestern — entspricht der jährlichen Ausbildung von rund 1200 *jungen Schwestern*, um den Bestand von 12 000 Spitalschwestern in *zehn Jahren* zu erreichen. (Im Jahre 1956 sind 910 Diplome ausgehändigt worden.)

Welches sind die finanziellen Konsequenzen? Auch darüber legte Dr. Vuilleumier Berechnungen vor:

Die Ausbildungskosten einer Krankenschwester belaufen sich in einer privaten Krankenpflegeschule bei Berücksichtigung der von der Schülerin entrichteten Schulgelder, des Wertes ihrer Arbeit während der Ausbildung, der Subventionen und Spenden zusätzlich noch auf 1500 bis 3000 Franken. Bei einer staatlichen Schule dürfte diese Summe noch höher sein.

Wenn die Schulen also in den nächsten zehn Jahren noch jährlich zusätzlich rund 300 Schülerrinnen ausbilden müssen und wir eine durchschnittliche Ausbildungssumme von Fr. 2500.— je Schülerin annehmen, so würden diese 3000 zusätzlich ausgebildeten Schwestern die Schwesternschulen zusätzlich *7,5 Millionen Franken* kosten. Eine solche Summe können aber die Schulen und privaten Hilfswerke unmöglich aufbringen. Die Allgemeinheit muss hier Wesentliches beitragen, wenn sie will, dass ihre Kranken in Zukunft in Spitätern gepflegt werden können.

Werden wir aber genügend junge Mädchen für den Schwesternberuf interessieren können, um jähr-

lich die rund 1200 jungen Schwestern und Pfleger diplomieren und den Spitätern zur Verfügung stellen zu können?

Um dieses Ziel zu erreichen, stellt Dr. Vuilleumier bestimmte Forderungen, die wir mit einer ganzen Reihe von mitten im Schwesternberufe stehenden Personen und Aerzten diskutiert haben. Dabei haben wir gesehen, dass einige Forderungen mancherorts bereits erfüllt sind. Andere Forderungen wurden besprochen, da und dort sogar abgelehnt. Den Niederschlag aller dieser Gespräche werden unsere Leserinnen und Leser im nachfolgenden Artikel «Forderungen und Stellungnahme» finden.

FORDERUNGEN UND STELLUNGNAHME

Umfrage und Bearbeitung durch Marguerite Reinhard

In seinem an der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Roten Kreuzes vom 1. und 2. Juni in Zürich gehaltenen Vortrag «Die Krankenpflege in der Schweiz, Sorgen und Aufgaben» stellt Dr. P. Vuilleumier von Lausanne unter anderem ganz bestimmte Forderungen zur Modernisierung des Krankenpflegeberufes, die zu einer leichteren Werbung die Voraussetzungen schaffen sollen. Wir haben diese Forderungen mit einer Reihe von Persönlichkeiten, die mit allen Fragen des Krankenpflegegewesens vertraut sind, besprochen und die verschiedenen Gespräche zu der nachfolgenden Stellungnahme verarbeitet. Wo wir nicht schriftlich formulierte Meinungen wiedergeben, verzichten wir auf eine namentliche Nennung der Befragten. Die Forderungen sind in der gleichen Reihenfolge, wie sie Dr. Vuilleumier gestellt hat, angeführt.

Die Redaktion.

1. Forderung: Das Gebot der Stunde, die Entwicklung der modernen Welt zwingen uns, die Ansichten der Vergangenheit zu revidieren; denn es sind die jungen Mädchen von heute, die die Kranken von heute pflegen. Wenn man das Interesse der jungen Mädchen auf den Schwesternberuf lenken möchte, darf man nicht — wie früher — ausschliesslich auf die Berufung oder die Gabe zur Aufopferung, sondern muss auch auf die andern Aspekte dieser Arbeit hinweisen. Eine Berufung lässt sich weder hervorzaubern noch erzwingen.

Die meisten der Befragten verstanden diese Forderung nicht, denn sie rennen bereits offene Türen ein. Mit Ausnahme der Diakonissen- und Ordenshäuser, bei denen zum vornehmerein gänzlich andere Voraussetzungen bestehen, sind alle Schwesternschulen längst von dieser Forderung abgegangen, wenn sie sie überhaupt je strikte erhoben hatten.

Abgesehen von der Forderung, die überholt ist, sind sich viele der Befragten einig, dass über den Begriff «Berufung» nicht nur ganze Abende diskutiert, sondern eine Dissertation geschrieben werden

könnte. Für einige ist Berufung ein religiöser Begriff, der für eine Missionarin oder eine Ordenschwester oder eine Diakonisse, nicht aber für eine moderne freie Schwester zutrifft, für andere hat er den Beigeschmack von arbeiten «pour l'amour de Dieu», das seinen Lohn in sich trägt und dazu führt, es beim Gottes Lohn bewenden zu lassen, also Tür und Tor öffnet zum Ausgenutztwerden bei sehr gedrückten Löhnen.

Dritte finden, dass Berufung in den meisten Fällen affektbeladen ist und einen Entschluss ohne vorausgegangene Beratung oder Beeinflussung durch Drittpersonen darstellt. In diesem Alter aber bedürfe der junge Mensch bei der Berufswahl des Rates Sachverständiger; aus diesem Bedürfnis sei ja auch die ganze Entwicklung der Berufsberatung entstanden. Deshalb seien sie überzeugt, dass man bei einem Beruf, der an den jungen Menschen solche Anforderungen in charakterlicher und intellektueller Beziehung wie der Schwesternberuf stelle, die Wahl in den seltensten Fällen von dem abhängig gemacht werden dürfe, was man Berufung nenne, dies um so mehr, als der Pflegeberuf heute